

Vergangene Woche waren wir mit unserem Sohn auf dem Kindergeburtstag seines Freundes. Die Vorfreude hielt sich in Grenzen. Nicht, weil es ein Problem mit dem Freund gäbe – im Gegenteil, er ist ein ausgesprochen lieber Junge. Aber vor seinen Eltern haben wir inzwischen Respekt, um nicht zu sagen: Angst. Sie zählen zu den Veganer-Ultras. Dass unser Sohn diesen Sommer Sandalen aus echtem Leder trug, hatte schon für subtile Bemerkungen gesorgt, sodass jede Begegnung auf dem Spielplatz zur moralischen Prüfung wurde. Unter uns tragen die Eltern längst den Codenamen „die Missionare“.

Solche modernen Missionare gibt es jedoch nicht nur unter Ultraveganern, sondern man trifft sie fast bei jedem Thema an, das in unserer Gesellschaft häufig debattiert wird. Heutzutage predigen solche Missionare nicht mehr mit Bibel und Kreuz, sie vertreten aber immer noch Glaubensgrundsätze, die sie für unanfechtbar halten. Menschen, die von ihrem Standpunkt so überzeugt sind, dass sie alle anderen – noch nicht Erleuchteten –



unbedingt ins Licht führen wollen. Moderne Missionare können atheistisch oder religiös auftreten, konservativ oder progressiv, muslimisch, jüdisch, christlich oder sonst etwas sein.

Was einst Religionskriege waren, sind heute Kulturkriege. Die Funktion ist ähnlich: den eigenen Glauben verbreiten. Abweichungen werden nicht als Position, sondern als moralisches Defizit wahrgenommen. Eines der bevorzugten Spielfelder dieser Missionare ist schon seit Langem die Genderdebatte. Hier predigen sie mit Binnen-I, Genderstern und Sprachverboten. Ob konservativ oder progressiv – beide Seiten glauben, allein im Besitz der Wahrheit zu sein, und betrachten Abweichungen als Skandal. Etwas zuspitzt: Für die einen rettet das „Gendern“ – also die Verwendung geschlechtersensibler Sprache – die Zivilisation, für die anderen führt es direkt in ihre Zerstörung. Konservative Missionare sehen im Gendern den Untergang des Abendlandes, progressive wittern schon in einem „Sehr geehrte Damen und Herren“ den Rückfall in die Finsternis.

Aktuell inszeniert sich der neue Kulturstaatsminister Wolfram Weimer als Missionar. Die Fronten sind klar: Er untersagte seinen Mitarbeitenden im Kanzleramt die Verwendung von „Gendersprache“. Sternchen, Doppelpunkt, Binnen-I und andere Zeichen sind fortan verboten. Für alle anderen im Kanzleramt gilt das nicht. Doch der Kreuzzug endet nicht an der Tür des BKM: Weimer empfiehlt auch Museen, Theaterhäusern, Stiftungen und Rundfunkhäusern, auf geschlechtersensible Sprache zu verzichten. Nur hat ihn niemand nach Ratschlägen gefragt. Während viele Kultureinrichtungen in Deutschland um ihre Existenz bangen, ist es bemerkenswert, dass der Kulturstaatsminister nichts Wichtigeres zu tun findet, als Sprachregelungen zu erteilen. Man stelle sich vor, in Theatern und Konzerthäusern würde die Sektflaschen

Das Kreuz mit den Sternchen

Woran sich der Kulturkampf in der Gender-Debatte entzündet und was dagegen helfen könnte

Von Saba-Nur Cheema und Meron Mendel



Die Welt ist groß genug, dass jeder seine eigenen Ansichten haben kann.

Foto dpa

geöffnet, weil zwar kein Geld fürs Programm mehr da ist, aber endlich niemand mehr über den Standort des Doppelpunkts nachdenken muss. Nun herrscht wieder klare Zweigeschlechtlichkeit auf dem Papier. Weimer sei Dank.

Aber im Ernst: Es ist ernüchternd, immer wieder festzustellen, dass man in Berlin, statt an der Lösung der akuten Probleme und Krisen unserer Zeit zu arbeiten, die Energie auf Symbolpolitik par excellence verwendet. Und es ist erstaunlich zu sehen, wie gut dies funktioniert: Unterstützer und Gegner des Genderns stehen wie auf Kommando in ihren Startlöchern, um sich gegenseitig verbal zu verknöpfen, ohne dass jemand dadurch gedanklich oder argumentativ einen Millimeter vorankommt. Die Genderdebatte polarisiert, als hinge die Existenz unseres Planeten davon ab, welche Satzzeichen wir verwenden.

Deniz Yücel bemerkte einmal, das beste Argument für das Gendern sei die Schnappatmung seiner Gegner. Das stimmt – aber umgekehrt gilt es ebenso. Gender-Befürworter verbergen ihre Schnappatmung nur geschickter hinter einer freundlichen Fassade. Sympathischer wird das dadurch nicht unbedingt. Etwa wenn Mails mit der Signatur enden: „Meine Pronomen sind de/der/en. Bitte teilt mir auch eure Pronomen mit, damit ich euch respektvoll ansprechen kann.“ Die subtile Botschaft: Ich bin moralisch weiter. Denn wer es nicht wie ich macht, spricht andere nicht respektvoll an. Selbstverständlich darf jede und jeder eigene Pronomen wählen. Aber der missionarische Eifer, andere zum Mitmachen zu bewegen, wirkt wenig einladend.

So standen wir im vorigen Jahr vor der Frage, ob wir in unserem Buch gen-

dern wollen. Klar war: Ärgern würden wir so oder so – die einen oder die anderen. Nach einigem Abwägen entschieden wir uns, auf gendergerechte Sprache zu verzichten. Wie erwartet ließen die Reaktionen unserer progressiven Freunde nicht lange auf sich warten: von Ärger, über Vorwürfe und Enttäuschung bis hin zur besorgten Nachfrage: Wurdet ihr vom Verlag unter Druck gesetzt?

Um nicht missverstanden zu werden: Wir wollen niemanden bewusst provozieren. Im Mailverkehr richten wir uns nach den Wünschen des Gegenübers und stellen selbst keine Forderungen. Was Redaktionen, Verlage und Herausgeber wünschen, setzen wir um: generisches Maskulinum? Bitte sehr. Doppelnennung von Mann und Frau? Machen wir. Genderstern, Doppelpunkt, Unterstrich? Anything goes. So zumindest unser Selbstanspruch.

Doch auch wir stoßen an Grenzen, etwa beim Gendern von Juden und Muslimen, die in unseren Texten – keine Überraschung – häufig vorkommen. Wie soll man Muslime gendern? Fangen wir mal an: Im Arabischen heißt die weibliche Form „Muslima“. Im Deutschen wird daraus „Muslimas“, was eher nach einer Girlband klingt. „Musliminnen“ ist dann die Behördenvariante, während die Einzelfrau Muslima bleibt. „Muslime und Musliminnen“ schließt Nichtbinäre aus, „Muslim:innen“ und „Muslim:as“ sieht aus wie ein Tippfehler. Und das ist noch unkompliziert im Vergleich zu „Juden“. „Jüd:innen“ sieht zwar korrekt gegendert aus, erinnert aber an Nazi-Plakate, weil das abgetrennte „Jüd“ als diffamierender Stummel im Raum steht. „Jüdische Menschen“ sollte helfen, klingt aber nach „jüdische Mitbürger“ – Bürger zweiter Klasse – oder nach

„Menschen jüdischen Glaubens“, was alle Säkularen ausschließt. „Juden“ wirkt einerseits emanzipatorisch, andererseits wie ein zynisches Zitat aus der NS-Symbolik (Judensternchen lässt grüßen). Am Ende bleibt man bei Kompromissen wie „Juden_Jüdinnen“ oder „Juden:Jüdinnen“ – Lösungen, die so klingen, als wären sie um vier Uhr morgens auf einem EU-Gipfel beschlossen worden: niemand zufriedener, aber man kann weiterarbeiten.

Welche Form auch immer man wählt – die Auseinandersetzung ums „richtige“ Gendern setzt Bildung und Zeit voraus. In diesem Zusammenhang spricht der Soziologe Steffen Mau von exklusiver Inklusion: Der Versuch, sprachlich mehr Gruppen einzuschließen, bringt den sozialen Ausschluss anderer mit sich. Konkret: Wer mit dem Doppelpunkt Nichtbinäre semantisch inkludieren will, schließt Nichtakademiker aus. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass ausgerechnet links-progressive Manchen sich so weit von den Lebenswelten der Kassiererin, des Straßenbahnfahrers oder der Schreinerin entfernt haben.

Doch es gibt einen wesentlichen Unterschied zwischen den Gender- und Antigendernmissionaren. Während die Einen eine Hegemonie anstreben, indem sie die Gegenüberstehenden mit moralischem Eifer unter Druck setzen, scheuen die anderen nicht davor, die Gewalt des Staates rücksichtslos anzuwenden – um den Kulturkampf für sich zu entscheiden. Wie gefährlich radikale Gendergegner sind, wenn sie an die Macht kommen, wird uns aktuell in den USA vor Augen geführt. Transfeindliche Gesetze, Verbannung von Büchern aus öffentlichen Bibliotheken bis hin zum Eingriff in die Freiheit der Lehre und Forschung ist die neue Realität für Millionen von Amerikanern. Neulich erzählte uns eine befreundete nichtbinäre Person aus Hamburg, dass sie ihren lange geplanten Forschungsaufenthalt in New York nun abblasen musste. Da ihre geschlechtliche Identität in den USA nicht mehr anerkannt wird, hätte sie direkt bei der Einreise sogar mit einer Abschiebehafte rechnen müssen.

Es ist spätestens jetzt klar, dass die Kulturkriege uns als Gesellschaft in den Abgrund führen werden, wenn wir uns nicht von missionarischen Dogmen lösen können. Dass moderne Missionare aktuell hohe Konjunktur erleben, hängt vielleicht damit zusammen, dass die Welt so unübersichtlich geworden ist. Es scheint, als ob nur die eigene Überzeugung noch Halt geben kann. Wer sich bedroht fühlt – durch Migration, Klimakrise oder Gendersternchen –, klammert sich an Symbole wie an eine Rettungsboje. In den digitalen Echokammern gibt es kaum Raum für Ambivalenzen oder zum Zweifeln über den eigenen Standpunkt. Viel mehr wird erwartet, zur eigenen Mannschaft zu stehen, egal was passiert. Gesellschaftliche Debatten würden produktiver laufen, wenn wir weniger predigen und mehr zuhören, weniger missionieren und mehr aushalten – und mehr aufeinander zugehen. Für uns heißt das: Für den Herbst kaufen wir den Kindern Schuhe aus Kunstleder, versprochen.

Saba-Nur Cheema, 1987 in Frankfurt geboren, ist Politologin und berät das Innenministerium zum Thema Muslimfeindlichkeit.

Meron Mendel, 1976 in Tel Aviv geboren, ist Professor für Soziale Arbeit und Direktor der Bildungsstätte Anne Frank in Frankfurt.

Er spielt einen Mozart wie Michelangelos David

Alexander Lonquich ist einer der großen Pianisten unserer Zeit und bleibt doch weitgehend im Verborgen

Quizfrage für Klavierliebhaber: Welcher lebende Pianist stellt das deutsch-österreichische Repertoire von Bach bis zur Zweiten Wiener Schule in den Mittelpunkt seines Wirkens, wird bewundert für seine Mozart-, Beethoven-, Schumann-, Brahms- und insbesondere Schubert-Interpretationen, spielt aber auch Musik aus der Zeit seit 1945, oft und gern Kammermusik, dazu immer wieder Liederzyklen, tritt häufig als Lehrer und als Dirigent in Erscheinung, nährt sich von Erkenntnissen der historisch informierten Aufführungspraxis und alterniert regelmäßig zwischen Konzertflügel und Pianoforte, mitunter im selben Konzert?

Die meisten werden antworten: „András Schiff“ – und hätten recht damit. Doch es gibt noch einen zweiten Pianisten, auf den diese Beschreibung zutrifft. Alexander Lonquich steht Schiff in Sachen Berühmtheit um vieles nach, in puncto musikalischer Potenz aber um nichts. Der demnächst fünfundsiebzigjährige Wahlrömer und -florentiner mit deutschem Pass ist, sagen wir es rundheraus, einer der begnadetsten und beglückendsten Interpreten unserer Zeit.

Könner und Kenner, Berufskollegen und Klavierliebhaber kommen beim Besuch seiner Konzerte, beim Hören seiner Aufnahmen kaum heraus aus dem Staunen, wie sauber und souverän Lonquich sein Handwerk beherrscht. Das meint nicht vorergründige Brillanz und Bravour, sondern den Feinschliff. Die Fähigkeit etwa, Stimmverläufe und Strukturen durch das milligrammgenaue Austarieren von Doppelgriffen und Akkorden in beiden Händen Prägnanz ohne Penetranz zu verleihen. Oder die Steuerung der Polyphonie gleichsam durch drei oder vier unabhängige Hirne, welche es Lonquich er-

möglicht, selbst Komplexestes wie die Fuge aus Beethovens „Hammerklavier-Sonate“ im Konzert nicht nur in hohem Tempo fehlerfrei aufzuführen, sondern in jedem Moment auch mit der angemessenen (hier: ekstatischen, ja stellenweise hochgestimmten hysterischen) Stimmung zu erfüllen.

Nicht zu vergessen die stupende Beherrschung der vier Pedale (das sogenannte Fingerpedal mitgezählt) – und namentlich des rechten, dank welcher, selbst wenn Letzteres (etwa im Schlussrezitativ des Mittelsatzes von Beethovens zweitem Klavierkonzert, zu Beginn des zweiten Stücks von Schumanns „Kreisleriana“ oder in Ravels „Gibet“) über ungewöhnlich lange Zeit hinweg im Einsatz bleibt, aufeinanderfolgende Töne nie wie dick aufgetragene Ölfarben verklumpen, sondern vielmehr wie Aquarellfarben transparente Lasuren bilden.

„Technik“ im wohlverstandenen Sinn ist indes nicht nur die Beherrschung der manuellen Mittel, sondern auch die geistige Durchdringung der Partitur. Das beginnt mit genauem Lesen. Ein paar Beispiele aus der Studioaufnahme von Schuberts letzter Sonate, um zu veranschaulichen, wie Lonquich akribisches Textstudium in tönende Offenbarungen zu transformieren versteht.

Im Trio des Scherzos findet sich da unter vier verschiedenen Basstonen insgesamt siebenmal die Vortragsanweisung „fzp“. Das meint ein starkes Herausstechen, das aber augenblicklich zurückgenommen wird, ohne völlig zu verstummen. Auf dem Klavier, wo ein einmal angeschlagener Ton a priori nicht mehr modifiziert werden kann, ist das schwer zu realisieren. Aber nicht unmöglich. Lonquich drückt so die betreffende Taste jäh herunter und lässt sie sogleich wieder

hochschnellen, aber nicht ganz – und verstärkt das Manöver durch eine ähnliche Behandlung des rechten Pedals. Der Effekt ist der eines Pizzicatos, bei dem die Streichersaite, kaum angerissen, mit leicht aufgelegtem Finger am Schwingen gehindert, aber nicht ganz gestoppt wird. Ein schlagend „sprechender“ Kunstgriff, der nicht zuletzt zu Ohren führt, dass – und wie – der Musiker in rhetorischen und orchestralen Dimensionen denkt.

Im Kopfsatz findet sich hierfür ein weiteres Beispiel. Das Hauptthema wird da nach seinem ersten Erklingen über einer wiegenden Bewegung im Bass fortgesponnen. Diese tönt bei vielen Interpreten undifferenziert. Nicht so bei Lonquich: Er verwandelt den ersten Ton der acht- oder sechzehnteiligen Schaukelgruppen je in einen getupften Kontrabassimpuls (Schubert setzt da einen Staccatopunkt), welcher in höherer Lage ge-

murmelt Cellooszillationen zwischen Grundton und Terz oder Quart auslöst. So bringt man Notentext zum Sprechen und Singen.

Wie differenziert Lonquich dabei zu Werke geht, zeigt im selben Satz der berühmte Basstriller. Er steht je am Ende des Vorder- und Nachsatzes des Hauptthemas; die meisten Pianisten spielen ihn beide Male gleich. Nicht so Lonquich: Ihm ist aufgefallen, dass Schubert da erst „tr“ unter den betreffenden Ton schreibt, was es dem Interpreten freistellt, die entsprechende Bewegung schneller oder langsamer zu gestalten – doch dass der Komponist beim zweiten Mal den Triller in Form von Zweieunddreißigstelnoten präzise ausschreibt. So klingt das hier konsequent verschieden: erst ein diffuses Gummeln, das sich in Nichts auflöst, dann eine klar konturierte Reibung, die ein tonales Absacken nach sich zieht.

Der Pianist wurde in weiteren Kreisen zunächst bekannt als Duopartner des Geigers Frank Peter Zimmermann. Neben Alben mit französischer, russischer und tschechischer Musik besticht hier vor allem die Gesamtaufnahme von Mozarts Violinsonaten. Doch ist der Interpret über diese ebenso forschen wie feinnervigen Darbietungen noch weit hinausgewachsen mit – leider nur in klanglich eingetragenen Konzertmitschnitten auf Youtube zu hörenden – leuchtend-raffinierten Interpretationen eines Halbdtuzends von Klavierkonzerten und des „Kegelstatt-Trios“. Lonquichs quasiidealen Mozart möchte man ähnlich beschreiben wie den „David“ in seiner Wahlheimatstadt Florenz: muskulös ohne Steroide, elegant ohne Maniertheit, superlativisch proportioniert ohne das geschleckt Unpersönliche eines Vorzeigemodells.

Zwischen 2004 und 2007 hat der Pianist so alle originalen Solokonzerte mit dem Orchestra da Camera di Mantova aufgeführt, vom Flügel aus dirigierend. Warum nur wurde das nicht alles mitgeschnitten? Warum nicht die „Goldberg-“ und „Diabelli-Variationen“, das Gros von Schuberts Sonaten, von Schumann namentlich „Davidsbündlertänze“, Humoreske und Novelletten, von Liszt die h-Moll-Sonate zuzüglich Gewichtiges von Stockhausen und Rihm, warum nicht fast alle Hauptwerke der Kammermusik von Haydn über Dvořák und Bartók bis zu Schostakowitsch, aufgeführt mit gleichgesinnten Partnern wie Ilya Gringolts, Christian Tetzlaff und den Widmann-Geschwistern, warum nicht endlich Bergs Kammerkonzert und Schönbergs „Pierrot lunaire“?

Immerhin haben die Labels Alpha Classics und ECM in den zwei letzten Jahrzehnten ein gutes Halbdtuzend (Doppel-)Alben veröffentlicht, die Facetten von Lonquichs Kunst in herausragender Qualität festhalten. Man müsste sie alle nennen; aufgrund ihrer besonderen Originalität seien zumindest Beethovens fünf Klavierkonzerte mit dem Münchener Kammerorchester herausgehoben, denselben Komponisten sämliche Werke für Cello und Pianoforte mit Nicolas Altstaedt sowie ein Album mit den „Kreisleriana“ und Heinz Holligers – Andrés Schiff gewidmet – Partita.

Im Telefongespräch verrät der Pianist, er sei dabei, im Hinblick auf Beethovens 200. Todestag 2027 dessen 32 Klaviersonaten einzustudieren beziehungsweise aufzuführen. Da möchte man die Labels bekriegen, diese Interpretationen dereinst zu verewigen. Und vieles mehr schon jetzt – wo der Pianist auf dem Zenit seines Könnens steht. **MARC ZITZMANN**



Alexander Lonquich

Foto Picture Alliance